

Einmalige Besuche.

Der Kulturhistoriker schädel bei seinen Studien über die Hände über Kopf zusammen über den langsame Gang der geistigen Fortentwicklung der Menschheit, über die seltsamen Bindungen, die der Strom der Kultur macht, seine Krümmungen und Umwege. Aber nicht nur, daß es Tausende von Jahren dauere, bis eine falsche Anschauung und Auffassung von einer richtigeren verdrängt wird — ich erinnere nur z. B. an das pythagoräische System — sondern selbst nachdem die neue schon längst in Maß und Geltung ist, bleiben noch zahllose thalassische Bräute, Sitten, Gebräuche, Vorurtheile aus der Zeit der Herrschaft der alten Anschauung in voller Kraft. Die Menschheit ist zu träg, zu inoffenbar, sie zu befeigen, was grau von Alter ist, das heißt ihr göttlich, wie der Dichter sagt.

Man ist erstaunt, wenn von Zeit zu Zeit einmal die Wissenschaft nachweist, wie tief in längst vergangene Kulturanschauungen alltägliche Bräute wurzeln, die wir als durch sich selbst gerechtfertigt oder aus unfernen modernen Wissenschaften entlungen erachtet haben. In der Gegenwart haben, namentlich zwei hervorragende Gelehrte unsere ganze Kultur in ihrem vollen Umfange untersucht, und von ganz verschiedenen Standpunkten aus, die geschichtliche Begründung jählicher Sitten, Vorurtheile, Rechtszustände nachgewiesen: Julius Poppo und Friedrich Ritschl. Sie haben gezeigt, wie im Laufe der Zeiten allmählich das eine thalassische Reale, wozu sich zu Verlebende zum Symbol vergeistigt wurde, oder zum Schatten verlor.

Bis auf die vorstehenden Sprachanschauungen vollstreckte sich die Wandlung. Wer denkt bei den Worten „heiligen“ heute noch daran, daß es einmal eine Zeit gab, in der sich thalassisch das Privatgötterthum rechtlich nur auf das Ererbte, was einer beim Sagen unter seinen Leib nahm? Wer erinnert sich bei der Wendung „auf den Hund kommen“ daran, daß der Hund dasjenige Thier war, das der Mensch zuerst als Hausthier zähmte, indeß Pferd und Vieh erst viel später folgten, daß nach ihrer Zähmung der Hund als Bestrafung betrachtet wurde und im Werth sank, so daß der thalassische Zurückgehende meist Pferde- und Viehstall wieder aufgeben und wieder auf den Hund kommen mußte?

Die Geister der Abgeschiedenen, welche erst längere Zeit nach dem Tode zur Ruhe kamen, spielten in den Vorstellungen der Vorfahren eine ungeheure Rolle. Man glaubte, sie verlangten ihre Nahrung so gut wie die Lebenden fort, und wenn sie ihnen verweigert würde, wenn sie hungern müßten, rächten sie sich an den Lebenden, indem sie ihren Schlaf, ihre Ruhe störten und Hagel und Ungewitter machten. Eine große Zahl noch heut' üblicher Bräute führt im letzten Grunde auf diese Anschauung zurück. Wenn die Hinterbliebenen Trauerfeierlichkeiten anstalten, wenn die Wittve sich in den schwarzen Schleier hüllt, so geschah es ursprünglich nur, um sich untermüthlich zu machen, um sich vor dem Geiste des Abgeschiedenen zu schützen; das Trauerjahr währte anfangs viel länger, bis zum vermeintlichen Eintritt der Verwesung, mit der man endlich auch den Geist todt glaubte.

Das „do mortuus mihi homo“ entspringt nicht der Pietät, die überhaupt erst sehr spät entstanden, sondern der Furcht, den Geist zu reizen. Man gab dem Toten seinen Schmutz, seine Lieblingsgegenstände mit in's Grab, damit er sich nicht als Geistesfresser hole und die Erben plage. Man täuelt dem Tode eines Menschen die Glocken nicht um ihn zu ehren, sondern um durch den Lärm den Geist zu vertreiben; jeder Theilnehmer war der Leiche Erde nach und half mit dem Grabhügel ihr, um den Geist, der vielleicht noch bei der Leiche weilt, unten einzuschließen, daß er nicht an die Oberwelt zurückkehre. Erhöhte, besonders Erbschlässe, brachten Glück, wurden besonders geehrt, weil man damit den Geist des Toten in den Mann seiner persönlichen Dienste zu bekommen glaubte, und aus derselben Anschauung entspringt der Aberglaube, der Strid eines Gehängten bringe Glück. Der Wetterhahn auf den Dächern und Thürmen sollte zum Schutz gegen den Ueberfall von Geistern dienen; denn der Hahn genoh ihnen höchsten Nachschmerz wegen besonderer Verehrung als Hilfe gegen die Geister.

Um den Geistern ihre Nahrung zu kommen zu lassen, die sie fordernden, wurden zuerst die Opfer eingeführt, die freiwilligen Festtage, die Spenden, von denen die Seelenheilung der letzte moderne Rest ist. Ursprünglich entzog man sich sogar selbst Blut, denn das verdämbende oder in die Erde einströmende Blut hielt man für die Verleumdung der Geister. Die moaischen Speisegebote, die man oft aus hygienischen Gründen gegeben wähnt, sind auf diese Anschauung zurückzuführen, besonders das Verbot des Bluttrinkens und das gewisser Thiere, die den Geistern geweiht blieben.

Tief zurück reicht die Veranlassung der weit verbreiteten Abneigung des Dohles und Hohns gegen die Schwiegermutter. Es war einmal eine berechtigende Institution, daß die Kinder nur der Mutter gehörten, nicht dem Vater, daß der Vater an seine Kinder weder Recht noch Pflicht hatte. Damals holte der Mann sich das Weib, das er begehrte, auf dem Wege des Raubes — und in solcher Zeit war der Gäh zwischen Schwiegermutter und Schwiegermutter sehr natürlich. Allein — und Viele werden erkannt sein, das zu hören, aber die Wirklichkeit ist nun einmal ganz unheimlich — die Konventionen, die Ehe nach Weib, gebort einer späteren und höheren Kulturperiode an als die Liebeshe. Die Heirat auf Grund eines Vertrags entwickelte sich,

die Raubehe war zur Raubehe zu derselben Zeit, als zum Haupt der Familie mit allen Rechten und Pflichten, der Vater wurde; inwiefern die alte Form des Verhältnisses zwischen Schwiegermutter und Schwiegermutter blieb, und erhielt sich verläßt bis auf den heutigen Tag. Bei einigen Völkern ist es strenges Gebot, daß vom Hochzeitsstage ab jene beiden kein Wort mehr mit einander sprechen dürfen.

Gar Mancher hat wohl schon oft unsere Damen bemerkt, wie elegant und geistreich sie in Gesellschaft, auf Ballen, im Theater, mit einem so niedrigen Gebrauchsgegenstand wie dem Taschentuch zu todeliren, ja, fast zu reden wissen. Gibt es doch Schauspielerinnen, wie die Sarah Bernhardt, die nur mit dem Taschentuch in der Hand spielen können! Die Sache hat ihren einfachen Grund: das Taschentuch mit dem Taschentuch ist nämlich das ursprüngliche und sein weniger ästhetischer Gebrauch erst das Spätere. Es war ursprünglich ein Schmuckstück, und der Schmuck, die individuelle Auszeichnung der Person, war viel früher in der Welt, als die Kleidung, ja, die Letztere hat sich erst aus jenem entwickelt. Es ist ein Zeitrunder der Bibel, die Menschen sich Kleider anfertigen zu lassen, weil sie sich schämen — nein, umgekehrt, das Schamgefühl hat sich erst an der Hand der Kleidung entwickelt. Man wuschere sich daher länger nicht über die Lammern, Schuppen, Ausschreitungen der Mode; die Kleidung ist eben ursprünglich, wozu sie im Süden, nichts als Schmuck gewesen.

Die Form des „Brüderlichkeitens“ ist auch schon Rest aus alter Kulturzeit. Damals schloß man nur „Brüderlichkeit“ an Tod und Leben, wie noch heute bei den Wilden. Man machte sich einen Schnitt in den Oberarm und trug gegenseitig das Blut des Andern — damit waren beide nur noch eine Person, denn das Blut war nach alter Anschauung der Träger der Seele. Statt des Blutes wählten wir heute ein fomentartiges Getränk, aber noch immer stehen die Arme durcheinander, als ob wir Jener aus dem des Andern laugten.

Wie kommt unter allen Pflanzen gerade der Lorbeer dazu, als „Genuß des Ruhms“, als Lohn für den Künstler zu gelten? Ah, auf eine sehr poetische Weise! Die alten Weisager und Sibyllen, die ihre Orakel ja in Versen abgaben und die ersten Dichter waren, pflegten, um sich in Rauch zu versetzen, in dem sie Aushänke erpöhten, vorher vorzugsweise — Lorbeerblätter zu lauten. Das Kraut kam später ab, und man umfachte mit den Blättern das Haupt.

Warum führen so zahlreiche Stern- und Sterngruppen die Namen von Tieren? Darüber wird wohl schon Mancher vergeblich nachgedacht haben! Denn die schlaufrühe Erklärung durch geogene Verbindungs- und Unrichtigkeiten widerspricht zu sehr dem gefundenen Bestand. Auch die stärkste Phantasie wird z. B. niemals in dem benannten hellen Sternbild die Gestalt eines Hundes erblicken können! Nein, die Sache liegt einfach so, daß man in einer sehr frühen Zeit als fette Thiere verehrte, wie in Ägypten die Katzen, Krokodile, Sperber. In einer späteren Kulturperiode erhob sich der Geist höher und verehrte die Geister. Ein höher entwickeltes Volk nützte dem Andern seinen Glauben auf — da aber der Verwirrungen und Verwechslungen zu viele waren, identisirte man allmählich die alten Götter mit dem neuen, die Thiere und Geister mit den Sternbildern, wie z. B. das Christentum vor den Heiden Maria mit Minerva vereinte.

Auch im Kriegswesen begegnen wir ähnlichen Fälle. Die Fahnen, denen das Heer folgte, waren ursprünglich nichts als die Fettschilde, die Wägen des betreffenden Volkes oder Stammes. Sie brachten die Entscheidung, an ihnen haßte der Sieg, und unser Sprachgebrauch redet noch heute von „siegreichen Fahnen“, als ob diesen das Verdienst zukäme. Die Wappen dagegen gehörten schon einer späteren Zeit an, welche das Wesen der Allegorie zu fassen vermochte.

Besonders zahlreich sind jene vorgeleiteten Erinnerungen in Rechtsleben. Wie Mancher wird schon über die Worte in der Eidesformel verwundert gewesen sein: „so wahr mir Gott helfe“? Wozu soll gerade bei einem Rechtsstreit Gott helfen? Etwas den Proceß zu gewinnen! Denn die Deutung „zur ewigen Seligkeit“ ist erst sehr spät untergeordnet worden. Nein, diese Worte sind ein Rest aus der alten Zeit, in der jeder Rechtsstreit durch das Gottesurtheil des Zweikampfs ausgefochten wurde, in welchem der Eid nur die Einleitung, die Anknüpfung darstellte.

In diesem Zusammenhang ist der Sinn der Worte eine sehr ernste Bitte. In gestörteren Zeiten fehl der Zweikampf, der Eid selbst wurde Rechtsmittel und seine Reinheit bedachte nicht mehr „Gott“, sondern das Strafgesetzbuch.

Uralter Anschauung entspringt die Einrichtung der Erbschaftsteuer. Ursprünglich folgte dem Tode all sein Eigentum ins Grab nach, in einzelnen Fällen sogar seine Frauen und Anrechte — dann, als der Umfang des Eigentums dies verbot, ließ es der „lobten Hand“ zu, die es verwaltete und aus seinen Einkünften die für die Ruhe der Geister nötigen Opfer lieferte, das Verbleibende aber für die Lebenden verwendete, und für sich selbst als Lohn ihrer priesterlichen Hülfeverwaltung. Noch später fand man es praktischer, die hinterlassenen Güter direkt an die Gemeindefallen zu lassen. Allmählich entwickelte sich dann das persönliche Erb- und Testamentsrecht, und der rechtliche Anspruch der Gemeindefallen des Staates oder Oberhauptes an die ganze Hinterlassenschaft wurde abgethört durch Ueberweisung eines bestimmten Prozentsatzes. So ist unsere Zeit im Großen wie im Kleinen durch unaufs löbliche Fäden mit

der grauen Vorzeit eng verbunden. Es erscheint notwendig, daran zu erinnern, in einer Zeit wie der unsern, in der an den ältesten Einrichtungen, an fast allen Zuständen heftig genagt und gerüttelt wird. Welch' ängstliche Vorbehalt, welche strenge Unterfuchung ist da notwendig, auf daß mit dem Unbedingten, Lebensunfähigen, Abgehörten nicht auch das Berechtigte, noch Würdige ausgefallen, nicht mit den Geisteskranken auch Stände Leben vertrieben werden! Die Wissenschaft, die uns die Waffen gegen das Veraltete, gegen den Aberglauben geschmiedet hat, gibt uns durch die Entwicklungstheorie gerade die Möglichkeit, auch das Vernünftige vom Unvernünftigen zu unterscheiden. Sie lehrt uns genau, wo wir im einzelnen Falle richtigsten Art und Weise anzusehen oder wo wir mit dem Dichter zu sprechen haben:

„Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Manen, Man muß sie ehren.“

Amerikanischer Humor.

Schlufnahme: In unserer Weltgeschichte heißt es, daß zur Zeit der Regierung des Kaisers Tiberius ein Mann mit dem Tode bestraft wurde, weil er es verstand, ungerbrechliches Glas zu machen. Warum hat Tiberius dieses?

Vater: Wahrscheinlich war er ein Lampenfabrikant.

Mutter: Und der A sche. Die A sche eignet sich vortrefflich für die Baisterzeit.

„Wie so?“

„Sie verbindet das Ausgleiten auf dem Weg der Verführung.“

„Wohl noch nicht, hat ein Mädchen die Einkünfte so sehr geliebt, daß es ohne einen Spiegel glücklich leben konnte.“

Aus dem Wetterbuch eines Weltreisenden: Ein Subalterner ist ein Unglücklicher, welcher es unternimmt, sich bei der von seinen Vorgesetzten einbehalten wird, aber er seine Untertanen behandelte.

Ein Richter: Haben Sie schon gehört, daß Meckerer seinen Prinzipal mit 500.000 durchgebrannt ist?

Smarter Kerl das! Weiß seine Chance auszunutzen!

Er hat u. A. auch Ihren Regenstirn nach Canada mitgenommen.

Die verfl. ... Kanalle!

„Habe ich die Ehre, Frau Meyer, Sie haben ja Ihre Tochter verheiratet, wie ich höre. Retter Mann, Ihr Schwiegermutter!“

„Oh, ich bin die glücklichste der Mütter.“

Er ist ein berühmter Arzt, von welchem die ganze Welt spricht, und sie ist eine Frau, von welcher Niemand was zu sagen weiß.

Was ist ein „Spittoon“?

Ein nützliches Hausmittel, welches dazu bestimmt ist, sein Schein, daß man — daneben spuckt.

Frauen-Consequenz: Er: „Rechtliches Weibchen, ich habe heute Nacht genug in Koffer gewonnen, um Dir ein neues Kleid zu kaufen.“

Sie (laut schluchzend): „Ach John, ich denke, Du solltest dies schredliche Spiel aufgeben! Du weißt, wohin Dich das nachgerade bringen wird und ...“

Er: „Das Gedanke macht mich wahnsinnig, daß ich das Weib eines Gewohnheitspielers sein könnte! Ach, John ... es ist zu arg! John ... was für ein Kleid soll es sein?“

Ein Fach wie das A. B. C. Angefragter: „Sie glauben also, Sie können mich loskriegen?“ Abwotter: „Nichts leichter als das. Ich werde dem Gerichtshof beweisen, daß Sie vertrieben sind und man wird Sie ins Irrenhaus schicken.“ Angefragter: „Ja ... aber ... wie komm' ich dann aus dem Irrenhaus heraus?“ Abwotter: „Das ist doch einfach, lieber Freund ... ich werde dem Anwaltsbüro beweisen, daß Sie nicht vertrieben sind.“

Wiederum: „Haben Sie mein letztes Wort gelesen, lieber Colleague?“ „Sicherlich!“ — Nun, und wie hat es Ihnen gefallen?“ — „D, ich habe das Buch mit besonderer Genugthuung aus der Hand gelegt.“

— Künftliche Eisenbein

ist in den letzten Jahren fast ausschließlich aus Cellulose hergestellt worden, doch schloß die letzte Entzündlichkeit dieses Stoffes in vielen Fällen die Verwendung dieses sonst so vortrefflichen Ersatzmittels für das echte Eisenbein aus. Jetzt ist nun eine Eisenbeinpatentur worden, welche dem natürlichen absolut gleiches ist und nicht die Entzündlichkeit des Cellulose besitzt. Man macht gebranntes Kalk, Wasser, Phosphoräure, Marmor, Magnesia, Thonerde, Albumin und Gelatine in einem bestimmten Verhältnis, knetet die Masse, bis sie einen gleichartigen Teig bildet und läßt diesen Teig einige Stunden stehen. Dann trocknet man ihn bei 15—22 Grad Celsius etwa 30 bis 40 Stunden lang und legt ihn dann in Formen, welche auf etwa 130 Grad Celsius erhitzt sind, einem Druck von 900 Pfund auf einen Quadratzentimeter aus. Daran muß die Masse 3—4 Wochen auf Lager austrocknen und kann dann genau wie natürliches Eisenbein behandelt, gedreht und poliert werden. Gedreht wird die Erfindung, so werden wir nächstens sehr große Schmirararbeiten aus einem Stück Eisenbein erhalten können, was bis bisher durch die beschränkte Größe des vorhandenen Rohmaterials verbot.

— In Robe waaren laden Fremder: Nun habe ich auf Englisch, Französisch und Spanisch etwas verlangt, und Niemand bringt mir das Versöhnliche. Und doch ließ man den Mann an Lebensenergie. Hier werden fremde Sprachen gesprochen. — Nun ja, eben haben Sie auch ja die fremden Sprachen gesprochen. — Aber Sie verstehen es ja nicht! — Das hat ja auch Keiner behauptet.

Die Tugend der Grobheit.

Von Robert Blum.

Welcher christlich denkende, ehrsüchtige Mensch hätte nicht schon oftmals unsere Zeit, die sich Wunder aus ihrer Kultur und Politik einbildet, in Grund und Boden verdammt. Diese allgemein gelehrte und gelehrte Welt, deren Fiktion sich aufhebt, empfindet diese Welt bis auf den Teufel, den mit Zorn, mit Angst, mit Eifer, mit dem fälschlichen Wahn, die Welt mit falschen Wahn ausgefallenen, Herrn Baron, dem Hüter der Unterwelt, erstreckt, wer hätte diese Welt nicht schon dorthin gewünscht, wo sie hingehört? Zum Teufel?

Ja, zum Teufel, auf den Bloßberg mit allem Hegen- und Fragensam, allem Ruppen- und Mummenschanz, mit allem Byzantinismus, Alexandrinismus und jedem sonstigen Jamus. Zum Teufel mit allem Feigen, Falschen und Faulen, zum Kradul mit der Lüge!

So donnerwettert es wohl in entzündeten Gemüthern, wenn sie keine andere Entladung wissen für ihren Grimm gegen das Gräuliche, ihren Groll gegen das Hässliche. Schier dreinschlagen möchte sie ein Ungeberdiger, mit seiner Faust möchte er die Welt zertrümmern, die Welt in diese verfluchte Welt trotz allem dabei in's Fäustchen laßt.

„Wahrheit, Wahrheit!“ so schallt bei Schmerzschreien Aertausender, die es nicht länger aushalten in der schwefeligen Stille, in dem — nicht mehr blauen, nein, dem — grünen Dunst, die Welt verpöhlen. Wahrheit! Sie durchstößt die Lüste immer schriller, immer geller.

Aber was ist es nun viel mit der Wahrheit? Wahrheit ist bloßer objectiver Thatbestand, exacter Sachverhalt. Wahrheit ist Methode, ist Logik, aber nicht Gefühl, nicht Glaube? Die Wahrheit können wir nur achten, zur Liebe oder reist die Schönheit, selbst wenn sie Lüge ist. Wenn alles Ebn und Neben „Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit“ wäre, so wie sie im Gerichtsaal verlangt wird, dann gäbe es keinen Kampf, mit der Wahrheit mehr, und mit dem Kampfe, mit dem Streben und Sehnen, dem Färchten und Hoffen verlor das Leben seinen Werth, seinen Inhalt.

Wie sagt schon Lessing: „Böte mir Wollt in der rechten die Wahrheit und in der Linken das Streben nach Wahrheit, ich schieße ihm in die Linke und sage: Gib mir das Streben nach Wahrheit, denn die ganze Wahrheit ist ja doch nur für dich!“ Und derselbe Lessing läßt an einer anderen Stelle in seinem Teller sagen: „Du bist ein Mensch, du bist du auch weiter viel,“ worauf der Wachmeister antwortet: „Aber einer noch das Galle hat.“ „Galle,“ wiederholt Lessing und gibt zu, „Galle ist noch das Beste, was der Mensch hat.“

Nein, wir brauchen neben der Wahrheit den Wuth, den Kampf, den Trost für die Wahrheit, und solche Wahrheit mit Wuth, Kampf und Trost ist die Wahrheit. Gleichwohl ein Gemüther reines Gemüther und Gehänt vertreibt und niederläßt, so vertreibt der Ausdruck der Wahrheit Heiligkeit, bängliche, unreine, unfreie Gefühle, wie Furcht und Groll, Neid und Neuchele.

Wenn auch nicht jeder, der nie groß ist, zu heucheln braucht, derjenige, der immer groß ist, der heuchelt immer.

Grobheit ist Dürst, gesundheitsstrenge, gesundheitsstrenge Kampfeslust, Rauplust. Warum soll ein Geistesstriebe nicht mit Geisteswegen Regel spielen dürfen wie die alten Enalstöhne mit den Bilitstern? Ein paar Beulen und Schrammen muß jeder vertragen können. Wer viel geprügelt wurde, lernt Andere prägen, aber freilich nur solche, die sich prägen lassen. Und wer sich prägen läßt, ohne selbst zu prägen, der verdient seine Schläge, freilich zu Blut und Wunden darf's nicht kommen, das war nicht Grobheit, das war Ge meinheit.

Grobheit und Gemeinheit sind wie Hundert und Eins. Die Grobheit sagt dem Betroffenen ungeniert die Wahrheit ins Gesicht, die Gemeinheit thut es hintertrübs; die Grobheit spricht, d. h. schimpft und schlägt unüberlegt in der Hitze des Gedächtnis, in der Aufwallung. Gemeinheit beschimpft mensichs, mit Vorzug. Die Gemeinheit freut sich des Nothes, von dem sie entstammt, und dahin sie den Andern zerzt, oder wo sie sich mit von ihr wohlverdienten „Schönen Seiten“ findet. Die Grobheit weiß den Noth von sich und wirft nur einen hin, wo er hingehört.

Nach Noth ist nicht Grobheit. Die Noth bewirkt, erniedrigt abridlich das Verbeinvolle, Würdige; die Grobheit bestrafte die Annahme; die Noth überfällt mit Vorliebe die Schwachen; die Grobheit speert sich um nichts und bleibt selbst am liebsten ungeschoren. Noth und Gemeinheit sind geschaltet, raffiniert; Grobheit ist unmaßig, naiv, hieber und hieber.

Die Grobheit ist aber nicht bloß eine Tugend, sondern auch eine Kunst. Grobheit ist Humor, Witz, Phantastie. Wie man vom echten Dichter sagt, daß er geboren wird, so kam man auch sagen: Grobians aequitur non fit. Der Grobheit kann man nicht recht gram sein; wenn sie einen trifft oder bestrift, läßt man mit ihr, läßt über sie. Weil der Witz gefällig, läßt man sich den Schlag gefallen, während die Stichelei verwundet. Grobheit ist ein Akt der Selbstbeherrschung und in der Beherrschung besteht das Wesen des Humors. Wer erinnert sich hierbei nicht jener Anekdote von Kaiser Alexander von Rußland, der einmal einen Akt würdiger Wiener Grobheit kennen lernen wollte. Und als er zu diesem Zwecke die Fräulein von Schanzl, die urwüthige Wiener Höckerin „Frogelie“, (d. h. netzte), erhielt er von dem Weibe jene Einladung, die besauntlich der junge Göthe in seinem Göth von Verdingen (V. Akt, sechste Scene) literarisch hoffig machte.

Napoleon I., Bismarck und Luther

waren nicht bloß im Thun, im Regieren und Reformieren Grobiane der ausgesprochenen — und sich ausbrechenden — Art, sie waren es auch in Worten. Was für ein grober und doch ganzer Kerl war der Vater Friedrichs des Großen!

Grobheit ist echt deutsche Empfindung, echt deutscher Ausdruck. „Im Deutschen läßt man, wenn man höflich ist.“ So verportet ein Student den Teufel auf dem Katerher.

Das Wort „Schimpf“ bezeichnet eigentlich Scherz oder Spott. „Schimpfspiel“ heißt noch in „Peter Scauz“ unser Lustspiel. Das volle, unerschöpfliche „Grobheit“ genau ausdrückende Wort geht den romanischen Völkern so ab, wie die Bezeichnung für Gemüth. Dagegen besitzen wir kein deutsches Wort für Galanterie. Grobheit, Stachelbarkeit ist die eigentliche Urnatur der Deutschen, wie sie z. B. Schiller in „alten Willer“, Hebel in „Tischlermeister Anton“ gezeichnet.

Der Grobian ist in der That ein deutsche Erfindung, wie das Schiefluder und die Buchdruckerei. Sebastian Brant hat ihn für sein „Narrenschiff“ erfunden. Friedrich Hebel hat ihn für seinen „Narrenschiff“ erfunden. Grobheit ist die eigentliche Natur der Deutschen, wie sie z. B. Schiller in „alten Willer“, Hebel in „Tischlermeister Anton“ gezeichnet.

„In jedem echten Dichter — und ein solcher ist nur der ursprünglich naive — steckt ein Theil nur gewetzt zu werden brauchender göttlicher Grobheit. Welche Stufenstufen von Schimpf und Glimpft stellen die Aenten aus, wie drastisch ist der junge Göthe, Schiller; selbst Lessing und Herder verstanden sich auf die Kunst dieser Tugend. Von wem ungenogener Geistes ist das junge Deutschland am Laube-Gußtopf!

Unter den Philosophen hat es Schopenhauer allen anderen zuvor; von Freie hierfür lieben und loben ihn die von ihm am größten behandelten „Frauenzimmer“ am meisten. Ein Bräutigam von göttlicher Grobheit war der in seiner Wissenschaft so feinsinnige Altkritiker F. H. Fischer und von allem Johannes Scherz. Auch von Gottfried Keller's Grobheit haben wir köstliche Rollen. Ueberhaupt versteht sich die Schweizer trefflich auf ungen Kunst.

Grenzübergang den Deutschen zur Seite stehen die unterwandten Engländer, von Allem Schatzpate, dann Chaucer in seinen „Canterbury tales“, Butler in seinem „ Hudibras“, Swift im „Gulliver“ u. i. u.

Welch' ein Unterschied zwischen der ehrlichen aber dicken Art dieser oben genannten Dichter und den Cavari-historischen eines Boccaccio, Poggi, Machiavelli oder gar der Königin von Navarra! Die Romanen scheinen überhaupt einen Sinn für Grobheit zu haben. Es sind lauter gewürzte raffinierte Gottchen und Laster, die sie uns aufstischen. Woher hingegen ist öfters geradezu roh, dort eben, wo er nicht sein sein will. Ein Mittelring kennen die Romanen nicht. Der einzige, der eine Ausnahme macht, ist Rabelais, aber dieser ist Gaulois, nicht Französisch.

Den Orientalen scheint der Sinn für Grobheit gleich wie für Humor fast ganz abzugehen. Ihre Bosheit, wie ihr Empfinden ist eben zumeist unfrei, sich selbst erniedrigend, und so fehlt es an der Kraft, am Stolge frei aufzukommen Bornes und Fäuldes.

Reider stehen uns nicht alle Spalten des vorliegenden Wlattes zur Verfügung, so daß wir hier keine vollständige Literaturgeschichte der Grobheit geben können, aber selbst wenn uns dieser Raum hierzu gekehrt wäre, er wäre zu klein. Unter der zahlreichsten Zahl der Bücher, welche die Freude der Leserwelt bilden, ist die bei weitem größere Hülft bisher ungeschriebener. Eine hervorragende Stelle unter diesen mangelnden Werken nähme unstreitig ein „Conversationslexikon für Robspagen“ ein. Jedemfalls wäre daselbst diebildeig, als Knigge's „Ungang mit Mannehen“.

Das andere Sänge und Sprecher von den genannten Robspagen noch vieles lernen können, ist unzweifelhaft. Der Brutto der Ueberzeugung, die Gnade, der Aßem befragter Helben des Forums ist in der That bewundernswürdig. Auch das dieselben nie ein Blatt vor den Mund nehmen, sondern reden, wie ihnen der Schnabel gewohnt ist, dürfen manden menschlichen Redels- und Adelsfänger als nachschämungswürdiges Beispiel entgegengehalten werden.

— Sittliche Entrüstung. Mann: „Emilie, laß das Ueberdru etwas früher anrichten — ich gehe heute Abend in's Theater.“ Frau: „Du willst ohne mich gehen?“ Mann: „Das Drama, welches heute aufgeführt wird, ist nicht für Damen geschrieben!“ Frau: „Wie? Nicht geübt, das solche unmoralische Stücke überhaupt aufgeführt werden, nun wollt Ihr Männer auch noch ohne uns Frauen dorthin gehen!“

— Der große Gedanke. Student A. (in der Kneipe): Da bist Du wieder, Bummel! Du wollst doch sudiren heute Abend? Bummel: Patie ich auch ernstlich vor, allein in meiner Weib herrscht eine sibirische Kälte, ich habe vergessen, mich heizen zu lassen. Student B.: Das war ein famoher Gedanke von Dir!

— Wer die Empfindungen seiner Geliebten mit dem Verstande prüft, der verdient diese Empfindungen nicht.

Eine Unbekannte.

Für das „Wiener Künstler-Delamere“ hat Fräulein Bospichit vom Wiener Burgtheater eine Skizze beigezeichnet: „Eine Unbekannte“. Wir lassen sie hier nach einigen durch Rücklicht auf den Raum bedingten Kürzungen in ihrem Hauptinhalt folgen:

„Ich kann sie nicht vergessen!“ Eine echte Künstlerin, entzückt für alles Schöne und Wahre! Eine vortreffliche Künstlerin und doch so langlos und brodblos aus der Welt geschieden!

Ihr Grab auf einem ländlichen Kirchhof, ganz vergessen und verlassen, von keiner lieben Hand gepflegt und gesäumt, trägt nur ihren Taufnamen: Theresia, Schauspielerin. Geboren 1808, gestorben 1878.

Ihren Namen kannte Niemand. Auf dem Theaterzettel hieß sie nur „Frau Theresia“, und für uns alle war und blieb sie „Die liebe Frau Theresia.“

Als ich zu der Bandtruppe kam und „Frau Theresia“ kennen lernte, war sie ein bald siebzehnjähriges, sitzendes Mütterchen, welches bei unserem Director das Gnadenbrod aß. Er kannte sie in ihren früheren Jahren, und trotzdem sie schlecht böhmisch sprach, da sie sich von ihrer Jugend auf nur in Deutschland aufhielt und ihres Alters wegen nur in kleinen Rollen beschäftigt sein konnte, zahlte er ihr dennoch eine Monatsgage von zwanzig Gulden; für das Sterben zu viel — für das Leben zu wenig!

Ich muß gestehen, daß diese erste und vielleicht auch letzte aufrichtige Freundin in meinem Theaterleben einen unvergesslichen Eindruck auf meine künstlerische Ausbildung ausgeübt hat, sie mußte in der Jugend viel gelernt haben, denn sie kannte die ganze Weltliteratur, sprach vorzüglich englisch und französisch und bereitete sie ganze alte und neue Welt. Und sie wußte so vieles — ans ihrem sturmbeugten Leben zu erzählen! Wie es mir nur die Zeit erlaubte, ließ ich zu meinem „Mütterchen“, so nannte ich sie, um mit ihr ein wenig plaudern zu können.

Als die Gist und der Marasmus sie auf das Krankenlager warfen, eilte ich jeden Tag nach der Probe zu ihr, um sie zu pflegen, ihr Arzneien zu holen und ihr das färgliche Essen zu bereiten. Ihr Geist war gesund, jung, frisch, froh, der Körper aber einem langjahren Siechthum verfallen. Zwei Aerzte aus dem Städtchen, wo wir ungen Ruinentempel aufgeschlagen hatten, habe ich consultirt; und beide gaben mir dieselbe Antwort:

„Helfen können wir nicht, aber viel leicht ein wenig erleichtern!“ Und so sah ich jeden Tag am Bett bei dem „Mütterchen“ und tröstete sie. Sie wußte aber ganz genau, daß es der Anfang vom Ende sei, und sagte mit eines Tages traurig lächelnd:

„Nur keine Hoffnungen, mein Kind! Die sind im menschlichen Leben das Beste, was in der Medicin das Morbium: es hilft nichts, es hilft nur die Schmerzen. Hoffnung ist das Morbium für die Schiffbrüchigen im menschlichen Ocean!“

Eines Tages fand ich mein Mütterchen besonders augenunter. Sie hatte eine schmerzlose Nacht gehabt, und ihr Auge strahlte in jugendlichem Feuer. „Ihr seid heute wohl, Mütterchen, nicht wahr?“ waren meine ersten Worte, als ich mich auf ihr Bett setzte.

„In der That, ich fühle mich heute so leicht, so frisch, daß ich im Staube wäre, die Maria Stuart zu spielen,“ sagte sie lächelnd.

„Ach, Mütterchen, wie würde das Publikum der alten, lieben Frau Theresia lächeln! Aber anständig gelagt, Mütterchen, als Sie vor Jahren Maria Stuart wirklich spielten, nannten Sie sich gewiß nicht Frau Theresia. Wollen Sie mir denn niemals Ihren wahren Namen, unter welchem Sie Ihre größten Triumphe gefeiert haben, verrathen?“

Frau Theresia neigte das Haupt; ihr Auge hatte eine Weile nachdenklich in die Luft, dann antwortete sie in ernstem, ruhigem Tone: „Nein!“

Ich schwieg. Nach einigen Minuten hielten Stillschweigens begann sie zu sprechen.

„Für die jegige Welt bin ich eine Null — nenne mich also Theresia Null! Uebrigens erinnere ich mich nicht mehr aller meiner Namen, deren ich mich in meinem Künstlerleben bedient habe. Ich weiß nur, daß ich in Amerika einmal „Fräulein Andree“, das andere Mal „Fräulein Sauten“ oder auch „Fräulein Roße“ hieß, und daß ich in Deutschland die Namen „Fischer“, „Wagner“, „Stetter“ so oft wie meine alten Hüte geändert habe.“

„Aber aus welchem Grunde, Mütterchen?“

Nach einer langen Pause, während welcher sie den heftigen Kampf, den ich deutlich aus ihren Zügen lesen konnte, kämpfte, erwiderte sie schmerzlich: „Weil ich häßlich war!“

„Ich wollte etwas einwenden, aber sie fiel mir in's Wort.“

„Ja, ja, häßlich! Jetzt merkt man es nicht, nicht wahr? Mein Kind, im Alter werden alle Leute schön! Das Alter verhönert den Menschen! Ich wollte nicht, daß die Leute schon vorher, ehe sie mich spielen gesehen, sagen: Fräulein Fischer? Ah, die soll recht gut spielen, aber soll abschredend häßlich sein!“ Ich wollte nicht, daß sie es sagten; denn ich war damals jung, und trotz meiner Häßlichkeit blieb ich das Weib, welches immer ein wenig selbstgefällig ist. Mein Kind, diese Schwäche in jungen Jahren ist begreiflich und vergeht, und darum blieb ich in der anderen Stadt — Fräulein Wagner.“

„Und hat es Ihnen, liebes Mütterchen, genügt? Ich frage ich schüchtern und leise.“

„Nicht im Mindesten, mein Kind!“ antwortete sie mit wehmüthig-trauriger Stimme. „Ich kam — ich bißte — ich

gestel — mein Talent und Temperament trugen mich siegreich über dieses Hinderniß hinweg, aber ich las doch den zweiten Tag zwischen den Zeilen der Zeitung und aus allen Gesichtern die für mich so unheimlich klingenden Worte: „Schade, daß sie so häßlich ist!“ Und diese Worte haben schließlich meine Kunst und mein ganzes Leben vergiftet!“

Frau Theresia sprach die letzten Worte in wehmüthigem Tone; in ihren Augen erglänzte helle Thränen. „Ach, die Schönheit ist nicht Alles, mein Mütterchen“, antwortete ich, „die Kunst steht höher!“

„Ja, die Kunst steht höher — du hast Recht! Aber die dramatische Kunst, die ein Produkt aller Schönen ist, muß auch durch die Schönheit des Körpers auf der Bühne wirken. Schönheit des Geistes und Schönheit des Körpers sind die Hauptbedingungen der reproductiven dramatischen Kunst. Wo eines fehlt, ist keine Harmonie möglich. Klassische Rollen beanspruchen für sich auch die klassische Schönheit des Geistes und der Gestalt! — Ich weiß leider beides nicht und das Talent allein konnte mich nicht retten! In diesem ewigen Kampfe gegen diesen angeborenen Fehler erlahmte schließlich meine Kraft, so daß ich mich in meinem fünfundsünfzigsten Jahre entschloß, Mutterrollen zu spielen.“

„Aber in diesen Rollen Mütterchen“, sagte ich zu ihr, „wie sie zu trösten,“ hab Sie unübertrefflich geübt!“

„Nicht schlecht“, erwiderte sie mit bunter Stimme, „aber doch nur mittelmäßig. Mir aber genügte es nicht, in einem Falle mittelmäßig zu sein, wenn ich in einem anderen Großes leisten konnte. Das Alles verbiterte mir mein künstlerisches Leben in dem Maße, daß ich in keinem Engagement mehr aushalten konnte, von Stufe zu Stufe gelang, bis ich an's Ende aller Dinge angefangen bin und bei unserem Director — das Gnadenbrod essen mußte!“

Sie schwieg. Ihr Geist schien noch einmal ihr ganzes Leben, so voll an Entwürfungen und Entbehrungen, durchzugehen ...

„Inzwischen wurde es finster in dem Städtchen. Es war Zeit in das Theater zu gehen. Ich näherte mich ihr, um mich von ihr zu verabschieden; meine Hand berührte ihre Stirn — sie war in Schweiß gebadet. Ich erschrak. Ihres Wangen waren gelb und ihre Augen glänzten unheimlich.“

„Ist Euch nicht wohl, mein Mütterchen?“ fragte ich ängstlich.

„Mein! Ich überkam nur eine Schwäche, eine Schwäche, die mir aber wohlthat. Der Wind ertrübt der rothen Scholle und fährt sich so leicht, als ob er Flügel hätte, hinan gegen den Himmel zu schweben. Geh' nur in's Theater, mein Kind, und spiele die Louise. Ich will unterdessen schlafen.“

„Ich küßte sie; sie drückte mich in stiller Umarmung an ihr Herz, sah mich lange an und entließ mich mit den Worten: „Heute will ich gut und lange schlafen!“

„Ich eilte in das Theater. Obgleich ich damals noch keine Selbstkritik besaß, kann ich dreist behaupten, daß ich niemals so innerlich, so wahr meine Rolle spielte als in diesem Abend. Wirkliche, heiße Thränen weinte ich, denn ich dachte in jenem Fort an das arme Mütterchen, welches ganz verlassen in ihrem armen Städtchen vielleicht langsam hinfort. Ein beängstigendes Gefühl benähmigte sich meiner, und ich konnte nicht das Ende des Stüdes abwarten.“

Auf einmal vernehme ich hinter den Coullissen (ich stand eben auf der Bühne und